

---

# Pastorale Neuordnung Spiritualisierung ohne Erneuerung?

Andreas Schönfeld / Köln

„Euer Ja sei ein Ja, euer Nein sei ein Nein“ (Mt 5,37) – spirituell führen kann ein Mensch nur, wenn er geistlich entschieden lebt. Woher aber stammt seine spirituelle Handlungskraft? Das klare Ja zur Reform erfordert ein klares Nein zu dem, was dieser entgegensteht. Was sind die Unterscheidungskriterien? Es gibt keine Entschiedenheit, die kirchliche Erneuerung stiftet, ohne das Fundament einer neuen Spiritualität. Diese ist reformierend, wenn sie eine authentische Gotteserfahrung erschließt. Dazu müssen ihre Formen eine Synthese aus Tradition und modernem Bewusstsein sein. Geistliches und Zeitliches, Überlieferung und Innovation, Sakralität und Personalität, Ritus und Kreativität müssen eine Einheit bilden. Das Studium der Überlieferung und der Gegenwart ist dafür unbedingt erforderlich, aber keineswegs hinreichend. Sachwissen ohne kontemplative Weisheit nützt im Spirituellen wenig. Die authentische Form ist nicht Resultat des eigenen Tuns, sondern ein Geformtwerden durch den Heiligen Geist. Hinkehr zu Gott im kontemplativen Schweigen, das uns von falschen Konzepten läutert, schafft die Disposition für den Empfang des Neuen. Dazu ist ein Leerwerden im Einsatz der ganzen Person notwendig. Selbstlosigkeit und Ich, Leere und Fülle bedingen sich gegenseitig. Vollmenschliche Empfänglichkeit für die Transzendenz ist das Mittel der spirituellen Gestaltfindung.

## 1 Wenig Neues unter der Sonne

Die Grundlage spiritueller Erneuerung ist kein Reformkonzept, sondern der geistliche Mensch, der in Christus verwurzelt Gott bezeugt. Das ist schon daran zu erkennen, dass vielerorts erst gehandelt wird, wenn der Druck der Fakten dazu zwingt. Das heißt aber: Bisher mangelte es an spiritueller Motivation zu handeln. Warum? Weil es überhaupt an einer geistlichen Zielsetzung fehlte. Ein Konzept von fruchtbaren Reformmaßnahmen ergibt sich fast von selbst, wenn die Spiritualität stimmt. Planen Menschen, die nicht geistlich leben, haben wir eine Leitung ohne spirituelle Führung. Die Folge sind punktuelle Maßnahmen, denen jedoch die Gesamtperspektive fehlte. Echte Spiritualität „rechnet“ mit dem

Ernstfall und motiviert. Warum fangen wir erst jetzt an zu rechnen? So gut wie alle Probleme, die wir heute beklagen, sind seit Jahrzehnten bekannt. Die aktuelle Finanzkrise ebenso wie die Umweltschäden wurden uns lange vorausgesagt. Mit dem innerkirchlichen Problemzuwachs ist es nicht viel anders. Christus sagt: „Wenn einer von euch einen Turm bauen will, setzt er sich dann nicht zuerst hin und rechnet, ob seine Mittel für das ganze Vorhaben ausreichen?“ (Lk 14,28).

In der Kirche treffen wir nicht selten eine Mentalität an wie im realexistierenden Sozialismus. Motivation ist Privatsache. Weil niemand für sein Nichtstun haftet, fühlt er sich nicht verantwortlich. Probleme werden ignoriert, ihre Lösung vertagt. So werden Energie und Geld vergeudet. Schlimmer noch: Menschen sehen sich im Religiösen gezwungen, Sinnloses zu tun. Nicht wenige Priester, Laientheologen und Ehrenamtliche stehen unter dem Eindruck, viel ihrer Energie in Strukturen stecken zu müssen, denen keine lange Zukunft beschieden ist. Sie kennen die religionssoziologischen Zeitdiagnosen und die entsprechenden Reformvorschläge. Der Einzelne kann aber nicht den Rahmen einer neuen Spiritualität schaffen, der die Reformanliegen zu einem Ganzen integriert. Wir müssen mit dem Gegebenen weiterarbeiten, daher Konzessionen machen. So besteht die Gefahr, dass sich schleichend eine absurde Grundstimmung ausbreitet: „Keiner kommt, keiner geht“ (S. Beckett, *Warten auf Godot*). Der steigende Reformdruck – zumindest subjektiv von vielen so empfunden bei gleichzeitiger kirchlich-offizieller Lähmung – ist auf die Dauer nicht ungefährlich. Es beginnt sich eine latente Kirchenspaltung zu verfestigen. Wem es gelingt, diesen Eindruck zu verdrängen, scheint gegenwärtig der Stärkere zu sein: „Nichts Neues unter der Sonne“ (Koh 1,10).

Es fehlt mehr und mehr ein kreatives „Mittelfeld“, es fehlt an kirchlich gesinnten Persönlichkeiten, die existentielle Gegensätze integrieren. Wir müssten stärker zusammenhalten. Eine gruppenübergreifende Spiritualität kann nur solidarisch erarbeitet werden. Sie ist immer weniger eine Sache einsamer Inspiration, zumal die Zeiten partikulärer Frömmigkeitsformen endgültig vorbei sind. Nicht wenige Eigenarten, mit denen sich kirchliche Bewegungen und Gruppen voneinander abgrenzen, haben angesichts der gesellschaftlichen und interreligiösen Herausforderungen ihren Sinn verloren. Sie blockieren den Reformprozess. Trotzdem werden die nachkonziliaren Grabenkämpfe zwischen Traditionalisten und Progressiven in neuer Weise gezielt angefacht. *Neokonservativen*, denen das Gespür für die Errungenschaften des Konzils fehlt („Wir sind Papst“), steht eine Bewegung von *Reformisten* gegenüber, die ohne Rücksicht auf Verluste radikale Strukturveränderungen fordern („Wir sind Kirche“). Dazwischen bewegt sich eine Gruppe, die mit *Kompromissen* zu vermitteln sucht. Sie sehen den Substanzverlust, der von beiden Extremen droht, und versuchen einen Kräfte zeh-

renden Mittelweg. Zugleich stehen sie selbst in der Gefahr, viel Substanz zu verspielen.

## 2 Alter Wein in neuen Schläuchen

In dieser Lage helfen die Ratschläge der aktuellen Milieustudien wenig. Bevor die Kirche missionarische Programme startet, müsste sie sich selbst sammeln, prüfen und erneuern. Wir haben zu viele Aktivitäten nach außen, während intern der *spirituelle Grundkonsens* immer dünner wird. Das führt zu doppelten Zerreißproben, zermürendem Kräfteverschleiß. Diese Energie fehlt dem kirchlichen Selbstfindungsprozess. Die Beraterfirmen der Diözesen sind teuer, nützen wenig, es sei denn, um administrative Sachfragen zu klären. Selbst die Organisationsweise der Pastoral ist großteils eine Frage der geistlichen Zielsetzung. Wer spirituell im Heute lebt, weiß, wie er sein Leben organisiert. Christus sagt: „Seid klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben.“ (Mt 10,16). Jede große Ordensregel etwa ist eine Synthese aus Innerlichkeit und Weltklugheit. Eine Ordensarchitektur, die ihren Reformgeist anschaulich verkörpert, ist der beste Beweis dafür. Sie realisiert das Raumkonzept, in dem sich geistliche Erneuerung entfalten kann.

Es wird viel von „Reform“ gesprochen. Faktisch handelt es sich jedoch um schlichte Maßnahmen, die längst fällig gewesen wären. Sie werden sicher einiges retten, nicht aber die grundsätzlichen Probleme lösen. Das wäre auch zuviel verlangt, denn diese sind spiritueller Natur. Geistliche Erneuerung kann nicht von „oben“ oder „unten“ organisiert werden. Sie könnte aber durch offene Strukturen vorbereitet werden. Geschieht das bei uns? Wir versuchen, bisherige Formen des Kircheseins so weit wie möglich aufrecht zu erhalten. Das Konzept ist einfach: Die Zahl der künftig angezielten Seelsorgebereiche ist letztlich die extrapolierte Zahl verfügbarer und leitungsfähiger Priester im Jahre X, zumal der Einsatz von nichtpriesterlichen Gemeindeleitern ausgeschlossen ist (can. 517). Das Modell ist für sich betrachtet konsistent, weil die Zahl der Priester nicht per Dekret erhöht werden kann, selbst wenn eine Ortskirche dies wollte. Damit würden sofort theologische Fragen berührt, die nur ein neues Konzil klären könnte. Ärgerlich ist nur, wenn Umorganisation als geistlicher Aufbruch propagiert wird. Das ist fatale Selbsttäuschung, stiftet Verwirrung. Jede Krise bietet eine geistliche Chance. Sie wird jedoch vertan, wenn man auf sie ohne spirituellen Realitätssinn reagiert.

Das Umstrukturieren wird über kurz oder lang an seine Grenze stoßen. Unter den „Hauptamtlichen“ ist der Frustrationsgrad bereits jetzt nicht gering. Viele merken gar nicht, dass sie bereits habituell frustriert sind. Es wird über Arbeitsbelastung, Liturgiestress, zu viel Bürokratie geklagt. Die Kritik ist durchaus berechtigt,

weil manches tatsächlich falsch läuft. Schwerer wiegt aber, dass sich Priester von ihren Bistumsleitungen *spirituell* allein gelassen fühlen. Denn ihnen wird ein religiöser Pflichtenkatalog wie bisher aufgetragen, der überhaupt nicht zu der Extrovertiertheit passt, die die pastoralen Großräume erzwingen. Dass fast zeitgleich der vorkonziliare Messritus gleichsam als standardisiertes „Parallelangebot“ eingeführt wird, verschärft das Klima spiritueller Gegensätze weiter. Es ergibt keinen Sinn, zwei Ritusformen, die unterschiedlichen Spiritualitäts- und Kultusstufen angehören, als gleichberechtigte Vollzugsweisen nebeneinander zu stellen. Der Priester wird auf einen Sakramentalismus festgelegt, der einem integrativen Personsein widerspricht.

Hinzu kommt, dass wenige Hauptamtliche die Chance nutzen, welche der Zusammenbruch überholter Strukturen eröffnet. Sie werden nicht selbst spirituell aktiv. Es fehlt ihnen das geistliche Übungsziel. Kirchliche Erneuerung ist nichts anderes als die aktuelle Umsetzung des Ideals »in actione contemplativus«. Allerdings setzt dies die rechtzeitige Verinnerlichung eines spirituellen Ideals und vor allem dessen praktische Einübung voraus. Es gibt keine mystagogische Katechese, geistvolle Liturgie oder missionarische Kraft ohne intensive Meditationsschulung. Erst wenn sich Organisation, Fachwissen und Kreativität mit kontemplativer Erfahrung verbinden, besteht eine Chance zu geistlichen Neuaufbrüchen. Stattdessen wird durch Umverteilen von immer weniger Priestern versucht, flächendeckend möglichst lange dasselbe wie bisher zu tun. Nicht wird „neuer Wein“ in „neue Schläuche“ gegossen, vielmehr „alter Wein“ in „neue Schläuche“. Unzeitgemäßes wird mit modernsten Mitteln konserviert. Christus aber sagt: „Neuen Wein füllt man in neue Schläuche“ (Mt 9,17).

### 3 Sucht zuerst das Reich Gottes

In den Pastoralenkonzepten stehen griffige Formeln, die suggerieren, dass sie die Arbeit erleichternd strukturieren: „spirituelles Profil schärfen“, „Kerngeschäft betreiben“, „milieusensible Seelsorge“ usf. Eine Prioritätenstaffelung, diözesane Richtlinien, die unverzichtbare Bereiche der Seelsorge definieren, sind in der Tat angeraten: lebendige Feier der Liturgie, solide Glaubensverkündigung, missionarische Ausstrahlung, Jugend und Familie sowie karitatives Handeln. Das Irritierende an solchen Listen aber ist, dass mit ihnen nicht weniger als alles aufgezählt ist. Welcher Priester hatte eigentlich bisher die Muße, sich auf viel anderes als diese „essentials“ zu konzentrieren? Die Prioritätenlisten haben etwas Tautologisches an sich. Es wird das aufgezählt, was wesentlich Ziel sein sollte. Ein Übermaß an sekundären Dingen erschwert uns jedoch täglich das Tun des Wesentlichen. Folg-

lich erscheinen pastorale Kriterien, die sich an sich aus dem Wesen der Seelsorge von selbst ergeben, als neueste Erkenntnisse. Das Selbstverständliche wird als das Besondere vorgestellt. Daher ist häufig auch von „spiritueller Qualifikation“, „pastoralem Qualitätsmanagement“, „liturgischer Qualität“ usf. die Rede. Der Modus ist an die Stelle der Essenz getreten. Übersehen wird dabei, dass spirituelle „Kompetenz“ stets nur Frucht persönlicher Bekehrung, Läuterung und Hingabe sein kann. Sie ist Folge lebenslangen Reifens. Wer innerlich verspürt hat, dass Gott sich uns „zu geben wünscht, so sehr er kann“ (GÜ, n. 234), wird mit allen Kräften danach streben. Es ist Gottes ureigenster Wille, dass wir seiner innewerden: Gotteinung in Glaube, Hoffnung und Liebe (*Mystik*). Gottesfreundschaft erfordert unsererseits aber eine regelmäßige Einübung (*Aszese*). Das ist Ziel unseres Lebens, „dass wir zum vollkommenen Menschen werden und Christus in seiner vollendeten Gestalt darstellen“ (Eph 4,13). Wer sich in diesem Sinne bekehrt, hat keine Zeit mehr für Nebensächliches. Grundsätzlich ist pastorales Handeln immer so zu konzipieren, dass die mystische Dimension zum Tragen kommt. Schließlich muss man dafür sorgen, dass auch eine verfolgte, arme Kirche über die Mittel verfügt, ein mystisches Glaubensbewusstsein weiterzugeben. Struktur-reformen müssten in ruhigen Zeiten mit dem Ernstfall rechnen.

Was in Zukunft gefordert wird, ist also nicht weniger, sondern einiges mehr. Sich auf das Wesentliche zu besinnen, ist immer anspruchsvoll. Wer nicht geistlich lebt, kann nicht wesentlich sein, vor allem nicht von heute auf morgen. Dies ist vielleicht die schmerzlichste Einsicht am Ende alles Umorganisierens.

Dass die Aufgaben, besonders die des Priesters, trotz solcher Prioritätenlisten nicht einfacher werden, scheinen ihre Verfasser selbst zu ahnen. Der Priester muss eine hohe Integrationsleistung erbringen, ohne dass ihm dafür eine neue Spiritualität zur Verfügung steht. Die Umbruchsituation in den Pfarreien soll durch eine Intensivierung des geistlichen Lebens abgefangen werden. Pastorales Teamwork soll durch ein Mehr an Spiritualität ermöglicht werden. Dies kann so weit gehen, dass der Pfarrer als „Spiritual“ seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bezeichnet wird. Kehrseite der Planungskonzepte ist eine „Spiritualisierung“ der pastoralen Dienste ohne geistliche Reform.

Umstrukturierung und Spiritualität bilden keine organische Einheit. Reformkonzepte, deren Mängel durch geistliches Leben kompensiert werden müssen, stiften keine kirchliche Erneuerung. Vor allem: die beschworene »Spiritualität« ist ja mehr eine Fiktion als Wirklichkeit. Sie muss erst noch entwickelt und eingeübt werden. Es käme zuerst darauf an, den Boden für ein integratives Glaubensbewusstsein zu bereiten. Wir befinden uns aber trotz bedeutender theologischer Fortschritte in einer Phase der Stagnation. Wieder zeigt sich: Die Spaltung zwischen Dogmatik und Mystik, Spiritualität und Psychologie ist nicht geheilt.

Es fehlt ihrer Synthese die institutionelle Form. Diese wäre in allen aktuellen Maßnahmen zu suchen. Grundlage jeder Kirchenreform ist die *spirituelle Suche*, um Gottes Geist im Heute zu finden: „Sucht aber zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33).

#### 4 Ein Reich in sich gespalten

Die Rede vom „Problemstau“ in der Kirche ist unlauter, wenn gemeint ist, dass es längst an der Zeit sei, den Zölibat abzuschaffen, das Frauenpriestertum einzuführen und die Bischofsernennungen zu demokratisieren. Dies wäre spirituell ebenso naiv wie ein rigides Festhalten an überholten Strukturen. Über all diese Möglichkeiten verfügt die Evangelische Kirche inzwischen, allerdings ohne dass sie bis jetzt eine neue geistliche Blüte bewirkt hätten. Es sollte zu denken geben, dass ein so aufgeschlossener Bischof wie Franz Kardinal König (†2004) in seinem Buch *Offen für Gott – offen für die Welt. Kirche im Dialog* gegen seine eigenen Reformgedanken Einwände vorgebracht hat. Ein Mehr an Wahlmöglichkeiten bedeutet nicht automatisch Zuwachs an Spiritualität. Der eigentliche Problemstau liegt auf einer anderen Ebene als der kanonischer Reformen (vgl. can. 277, 1024 u. 377). Die Erneuerung wird von drei starken Parteiungen blockiert. Denn alle drei verfügen über kein integratives Reformkonzept. Sie sind wie folgt zu charakterisieren:

*Reformistenblock.* Seine Maxime lautet: „Alles wird besser, aber nur so.“ Liberalisieren, Kirche als Demokratie: Jede/r ist Seelsorger (*Relativismus*); Stichworte: Priesterehe, Frauenpriestertum, Interkommunion. Dieses Modell ist illusorisch, nicht konsensfähig, führt in die Kirchenspaltung. Die Streitigkeiten der Anglikanischen Kirche sind ein warnendes Beispiel. Typisch für die *Reformisten* ist, dass ihre Forderungen spirituell wenig fundiert, vor allem nicht konkret durchdacht sind. Folgeprobleme werden ignoriert. Über die Spiritualität verheirateter Priester ist fast nichts zu hören: Tägliche Zelebration? Breviergebet und Familie? Frau und Kinder gehen beim Ehemann und Vater zur Kommunion? Priesterin und Priester teilen sich die Pfarrstelle? Der ehelose Kaplan beim verheirateten Pfarrer im Praktikum? Im Extremfall: homosexuelle Paare im Pfarrhaus mit adoptiertem Kind? Wer Reformen propagiert, muss auch zeigen, dass sie geistliche Frucht bringen.

*Neokonservativer Block.* Dessen Maxime ist: „Alles wird wie früher, nur elitärer.“ Restaurieren, Kirche als Hierarchie: Seelsorge ist priesterfixiert (*Exklusivismus*); Stichworte: Partikularfrömmigkeit, Lateinische Messfeier, Mundkommunion. Die Neokonservativen scheinen die kirchliche Einheit zu sichern – insgesamt aber mit schweren Einbußen, vor allem, was die Glaubenslebendigkeit betrifft. Tra-

ditionspflege taugt nur, wenn sie von Offenheit für den Willen Gottes *im* Heute geprägt ist. Überhaupt ist der Neotraditionalismus ein schillerndes Phänomen. Sein Spektrum reicht von der Fixierung auf einzelne Rituselemente bis hin zur schismatischen Totalidentifikation mit „vorkonziliaren“ Lehrpositionen. Nicht selten zeigt sich auch hier Patchwork-Religiosität: Die Begeisterung für Sakralität und Ritual schließt nicht unbedingt eine persönliche Freizügigkeit im Sexuellen oder Unsensibilität für soziale Fragen aus. Das ist der Weg in ein schizoides Ghetto.

*Vermittlungsblock.* Die Maxime heißt: „Alles bleibt wie es ist, nur modifiziert.“ Organisieren, Kirche als Teamwork: Seelsorge wird outgesourct (*Funktionalismus*); Stichworte: Vernetzung, Kernkompetenz, Angebot. Seine Vertreter versuchen den Kompromiss zwischen Tradition und Weltnähe. Ihre Gruppendynamik ist komplizierter. Der Reformansatz geht mehr oder weniger vom Grundsatz des »sentire cum Ecclesia« aus. Das ist an sich die ignatianische Strategie (vgl. *GÜ*, n. 170). Das Prinzip wird jedoch faktisch unterminiert, weil durch falsche Nachgiebigkeit und (noch) vorhandene Geldmittel ein pastoraler Funktionalismus eingeführt wird, der starke Identitätskonflikte nach sich zieht (*Rollenkonfusion*). Soll der Schaden nicht größer werden, müssen wir uns auch von diesem Schema lossagen: „Wenn ein Reich in sich gespalten ist, kann es keinen Bestand haben.“ (Mk 3,24).

## 5 Haben ohne zu haben

Dieser Kompromissweg, den die meisten Diözesen beschreiten (müssen), ist von schweren Inkonsequenzen belastet. Zunächst fallen sie kaum ins Auge, denn es handelt sich um einen Auszehrungsprozess in kleinen Schritten. Es ist fahrlässig, immer mehr Männer zu ständigen Diakonen zu weihen, weil es an Priestern fehlt. Insbesondere dann, wenn mancher Weihekandidat an sich lieber Priester würde. In den USA wurden 2007 bereits mehr Diakone als Priester geweiht. Pastorales „Lückenbüßertum“ avanciert auf diese Weise zum Standardmodell. Unbefriedigend wären aber auch biografisch verspätete Zugangsmöglichkeiten zum Priestertum. Was nützen langfristig ältere *Viri probati*, wenn es zu wenig jüngere Priester gibt. Inkonsequent erscheint auch *Paul M. Zulehners* Modell (CiG 2002/42, 349ff.). Er konzipiert zwei Typen von Priestern: „Leutepriester“ (ehrenamtlich, verheiratet, vor Ort) und zölibatäre „Missionspriester“ (akademische Ausbildung, pastoralen Großräumen zugeordnet, mobil). Diesen Vorschlag hatte *Karl Rahner* bereits 1972 in Hinblick auf die Würzburger Synode gemacht (*Strukturwandel in der Kirche als Chance und Aufgabe*). Eine „relative Weihe“ für eine Art Basisgemeinde, wäre als absolute Notlösung zu betrachten. Mit diesem Splitting würde eine Zweiklassengesellschaft unter den Priestern eingeführt. Das widerspricht ge-

sunder Psychologie, vor allem der Aufgabe und Würde des Priesteramtes. Unsere Gesellschaft ist differenziert, Leitungsgämter sind anspruchsvoll. Das Theologiestudium ist zu komplex, um erst in späten Jahren begonnen zu werden, von einer Kontemplationsschulung und psychologischen Qualifikation ganz zu schweigen.

Eine Reform ohne trügerische Kompromisse ist besser. Das bedeutet: Entweder bleibt die Kirche mit *allen* Konsequenzen bei ihrer jetzigen Weihepraxis oder sie muss alternative Lösungen finden, die kein spirituelles Stückwerk etablieren. In beiden Fällen hat sie die Pflicht, die Substanz der katholischen Spiritualität zu bewahren.

Im ersten Fall wäre sicher zu stellen, dass die Integrität des priesterlichen Dienstes nicht ausgehöhlt wird. Allein dieser Punkt würde tiefgreifende Maßnahmen notwendig machen. Dabei müsste konsequenterweise auch mehr pastoraler Rückbau in Kauf genommen werden. Die Zahl der ständigen Diakone und Lientheologen sollte sich in Grenzen halten. Ein breiter Einsatz von ausländischen Geistlichen wäre zu stoppen. Zudem müsste klar werden, dass ein Zölibat ohne menschliche Reife und kontemplatives Interesse kein Charisma ist. Ungeeignete Priesteramtsbewerber sind in jedem Fall zu entlassen. Quantität darf hier kein Kriterium sein. Zugleich müsste die Kirchenleitung, wie sie es auch in Bezug auf die „Reformisten“ tut, gezielt neokonservativen Tendenzen Einhalt gebieten. Dies geschieht zu wenig. Viel Unattraktivität des Priesterberufs rührt daher, dass das öffentliche Priesterideal gespalten wirkt. Dieser Reformansatz hat aber nur Sinn, wenn auf allen Ebenen mehr nach spirituellen Kriterien gehandelt wird. Ferner müssten „Problemkomplexe“, die nicht die Amtsfrage berühren, positiv aufgelöst werden (Geschiedenenpastoral, Sexualethik, Konsultationspflicht usf.).

Der zweite Weg ist differenzierter, hat den ersten spirituell zur Voraussetzung. Er könnte mit kluger Vorbereitung und Diskretion erprobt werden. Nichts darf hier überstürzt werden („ad experimentum“). Die Hauptaufgabe läge darin, eine institutionelle Form zu finden, die den spirituellen Grundbestand – den Wert der evangelischen Räte, den monastischen Boden, die Sakramentalität, die kontemplative, prophetische, aszetische Dimension – bei einem *flexibleren* Weiherecht weiterführt, aber auch sichert. Spirituelle Werte müssen institutionell geschützt werden. Hier sind Quotenregelungen nicht auszuschließen, so uncharismatisch das klingen mag. Worin der unaufgebbare Wesensgehalt katholischer Spiritualität besteht, wäre umfassend zu prüfen. Dies müsste intensiv diskutiert, insbesondere aber viel stärker unter lebenspraktischen, religionspsychologischen und kontemplativen Gesichtspunkten durchdacht werden. Die Kirche könnte ein Paradox zustande bringen. Paulus nennt es: „Haben ohne zu haben“ (1 Kor 7,29). Nur wenn es gelingt, diese Haltung der Indifferenz institutionell zu verankern, wäre der Weg frei für eine kreative Reform, welche die Gegensätze integriert.